

**Zeitschrift:** Schweizerische pädagogische Zeitschrift  
**Band:** 7 (1897)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Über den Anthropomorphismus oder die Vermenschlichung der Natur im Denken und in der Sprache : 1. Teil  
**Autor:** Bosshart, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-789015>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**Über den Anthropomorphismus**  
**oder**  
**die Vermenschlichung der Natur im Denken und in der Sprache.**

Von Dr. J. Bosshart.

I.

Wörter sind Münzen zu vergleichen. Sie werden geprägt, bekommen einen gewissen Wert, werden in Umlauf gebracht, ausser Kurs gesetzt oder umgeprägt, gehen wohl auch verloren und bilden vielleicht einmal die Freude eines späten Finders und Kenners; sie können eine treffliche Waffe und eine gewaltige Macht werden: beide regieren zusammen die Welt. Wie die Münzen bei ihrer Reise von Hand zu Hand und von Tasche zu Tasche die Schärfe ihrer Konturen einbüssen, so dass das ihnen aufgeprägte Bild verschwommen und unkenntlich wird, ja zuletzt ganz verschwinden kann, so ergeht es auch den Vermittlern menschlichen Denkens, den Wörtern, bei ihrer Wanderung von Lippe zu Ohr und von Generation zu Generation: sie alle waren einmal die Träger eines deutlichen Bildes; bei wie vielen ist dieses nicht verwischt oder verschwunden?

Dieser Vergleich darf indessen nicht missverstanden werden: wie jeder seiner Brüder, so hinkt auch er. Bei der Münze verändert sich nur die äussere Gestalt, die Erscheinung, während der eigentliche Inhalt, das Metall, heute noch ist, was es vor 10,000 Jahren war. Nicht so bei den Wörtern: sie sind, äusserlich betrachtet, Laut- und Geräuschfolgen. Diese Lautgestalt ist durchaus nebенsächlich, sie ist einer Schale vergleichbar, die jetzt zufälligerweise Wein enthält, aber ebenso gut mit Öl gefüllt sein könnte. Das Substantivum *Los* und das Adjektivum *los*, oder das deutsche Wort *Bär* und das französische *ber* haben bei dialektfreier Aussprache die gleiche äussere Form; ihr Inhalt aber ist so verschieden wie Wein von Öl. Veränderungen der Erscheinungsform der

Wörter, der Laute, sind im Sprachleben von nebensächlicher Bedeutung; viel wichtiger sind die Wandlungen, die am Inhalt, an den den Wörtern zu grunde liegenden Begriffen vor sich gehen, denn sie stellen in ihrer Gesamtheit den Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft und Kultur dar, im Einzelnen aber die innere Geschichte eines jeden Individuums. Die grösste Arbeit, die ein seine Muttersprache erlernendes Kind zu verrichten hat, ist nicht die Nachahmung und Aneignung der Lautfolgen, die es aus dem Mund der Mutter vernimmt: das Kind muss, soll es nicht auf der Stufe eines plaudernden Papageis stehen bleiben, seine Sinne gebrauchen lernen, Wahrnehmungen machen, Vorstellungen bilden, und apperzipiren, d. h. zwei Vorstellungsmassen gleichzeitig erfassen und miteinander verbinden zum Zwecke genauerer Determinirung der verhältnismässig unbestimmteren durch die bestimmtere; es muss endlich das so allmälig erworbene Material zu grammatischen und logischen Gruppen, Kategorien, ordnen, die die eigentliche Rüstkammer alles Denkens und somit alles Sprechens bilden. Ein grosser Teil dieser Vorgänge vollzieht sich unbewusst; aber deshalb bleibt doch wahr, dass die „innere Sprachform“ im wesentlichen durch die eigene Tätigkeit des Individuums geschaffen wird. Hat ein Kind von seiner Umgebung das Wort *Katze* gehört und nachzuahmen gelernt, so hat es damit allein seinen Sprachschatz, genau genommen, nicht im geringsten bereichert: erst wenn es mit dem Tier Erfahrung gemacht hat, wenn dessen Anblick und, durch eine Assoziation, auch dessen Name in ihm gewisse Vorstellungsreihen erwecken können, ist diese Bereicherung eingetreten. So betrachtet, kann sich die Erlernung eines einzigen Wortes auf mehrere Jahre, ja auf das ganze Leben erstrecken, ohne je zu einem Abschluss zu gelangen und ohne in verschiedenen Individuen zum gleichen Resultat zu kommen.

Nur die Lautform der Wörter kann daher mit etwelchem Recht ein Erbgut genannt werden, das der Vater dem Sohn und ein Geschlecht dem andern überliefert; die innere Sprachform dagegen hat persönlichen Charakter, ist identisch mit der Vernunft des Individuums und geht mit diesem zu grunde. Diese individuelle Entwicklung, die jedes Wort in Tausenden von Menschen macht, muss als Quelle und Vorbedingung jener allgemeinen Entfaltung betrachtet werden, welche wir wahrnehmen, wenn wir die Schicksale der Wörter durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen: die Mannigfaltigkeit in der Organisation und in den Lebensbedingungen der einzelnen Wesen gibt den Schlüssel für die unendliche Reichhaltigkeit der Erscheinungen, welche uns auf dem Gebiete des Sprechens und Denkens entgegentreten.

Wenn es indessen auch nicht zwei Individuen geben wird, die in ihren geistigen Anlagen völlig miteinander übereinstimmen, so ist doch die Verschiedenartigkeit nicht so gross, dass von allgemein menschlichen Zügen nicht gesprochen werden dürfte. Schon die Tatsache, dass sich alle Menschenstämme eine Sprache und eine, wenn auch noch so primitive Religion geschaffen haben, beweist eine gewisse Gleichartigkeit ihrer Organisation. Noch nie ist es einem Forscher, der nach dem Ursprung der Sprache fragte, eingefallen, seine Untersuchungen auf einen einzelnen Volksstamm zu beschränken; in dem Gefühl, dass das, was die Sprache schuf, überall das Gleiche gewesen sein müsse, hat man stets das Problem in seinem ganzen Umfang angefasst. War aber der Schöpfungsakt, dem die Sprache ihr Dasein verdankt, überall im Prinzip der nämliche, besteht somit jene innere Verwandtschaft der Glieder aller Rassen, so werden sich auch in den Sprachen, die an verschiedenen Orten der Erde aus jenen ersten Keimen entstanden sind, analoge Züge nachweisen lassen. In dem folgenden soll nun eine Erscheinung skizzirt werden, die allem Anschein nach sich in allen Sprachen wiederfindet und vielleicht mit den Urfängen alles Sprechens und Denkens im engsten Zusammenhang steht. Wir müssen, schon um diese letzte Behauptung näher zu begründen, etwas weit ausholen und das Problem vom Ursprung der Sprache mit einigen Worten berühren.

## II.

Die Frage, wie Menschen, die noch nicht fähig waren, zu denken, diese Fähigkeit erlangten und dazu kamen, sich ein Organ der Verständigung zu schaffen, die Frage, wie das erste mehreren Individuen verständliche Lautzeichen und mit ihm im gleichen Atemhub der erste Begriff entstand, hat schon viele Geister beschäftigt und manche Kontroverse hervorgerufen. Gegenwärtig stehen sich vor allem zwei Ansichten gegenüber: die eine, die besonders von H. Steinthal verfochten und wissenschaftlich entwickelt worden ist, lässt unter dem Einfluss der Deszendenztheorie die Sprache sich aus Elementen entwickeln, die wir schon im Tierreich vorfinden, nämlich aus Reflexlauten. Setzen wir, um besser verstanden zu werden, den idealen Fall, der Anblick eines reissenden Tieres habe einem oder mehreren Gliedern einer Truppe von Urmenschen einen gewissen Reflexlaut, sagen wir den Ruf *hu*, entlockt. Dieser Laut, wenn er sich öfters beim Erscheinen des betreffenden Tieres wiederholte, konnte in der Seele dieser Menschen sich so eng mit der Anschauung desselben verbinden, dass er die gleiche Empfindung erzeugen konnte, wie die Anschauung selber. Hörte ein Glied dieser Truppe

den Schrei *hu*, so wurde seine Seele in die gleiche oder doch in eine ähnliche Erregung versetzt, wie beim Anblick des Tieres; *hu* konnte so ein der ganzen Truppe verständliches Zeichen für das Objekt, dessen Name werden. Dies ist im wesentlichen das Prinzip der Onomatopöie, freilich nicht mehr in der alten, rohen Form blosser Lautnachahmung.

Dieser Theorie steht eine andere von L. Geiger begründete und von L. Noiré weiter ausgebildete gegenüber; bevor wir näher auf sie eintreten können, müssen wir folgendes vorausschicken: Darwin sagt in seinem Buch „Expression of the emotions“ (pag. 88, 2. Ausg.): With many kinds of animals, man included, the vocal organs are efficient in the highest degree as a means of expression. We have seen . . . that when the sensorium is strongly excited, the muscles of the body are generally thrown into violent action; and as a consequence, *loud sounds are uttered, however silent the animal may generally be, and although the sounds are of no use.*

Diese Tatsache zu beobachten, hat jeder Gelegenheit: Feuerwehrmänner, die gemeinsam eine Mauer einreissen oder einen Balken aus den Flammen ziehen, Zimmerleute, die schwere Holzstücke verschieben, überhaupt alle naiven Leute, die eine anstrengende, gemeinsame Arbeit verrichten, begleiten ihre Bewegungen gern mit gleichen, immer wiederkehrenden, mehr oder weniger rythmischen Ausrufen, mit denen der menschliche Körper gegen das durch übermässige Muskelanstrengung entstandene innere Missbehagen zu reagiren, sich Erleichterung zu verschaffen scheint und wobei er den in der Brust zurückgehaltenen Atem, wie um sich von einer Last zu befreien, energisch hinausstösst.

Auf dieser Tatsache baut L. Noiré<sup>1)</sup> seine Theorie auf. Er denkt sich, in Übereinstimmung mit allen Forschern, die Urmenschen nicht isolirt, sondern in Herden beisammen; er denkt sie sich nicht in ein Eden versetzt, sondern in eine Natur, die angestrengte Tätigkeit und Kämpfe verlangt. Die verrichteten Tätigkeiten und deren Ergebnisse waren nach ihm die ersten Objekte, welche der Mensch erkannte. Sie hatten vor allen andern das voraus, dass sie die einzigen sind, die unmittelbar erkannt werden können; denn während wir an den ausser uns liegenden Dingen nur ihre sinnliche Seite wahrzunehmen im stande sind, erkennen wir an unsren Tätigkeiten einerseits, dass sie der Ausfluss unseres Willens sind, anderseits nehmen wir sie durch das Muskelgefühl wahr, und schliesslich tritt uns auch ihre sinnliche Seite in äusser-

<sup>1)</sup> Vgl. L. Noiré, „Der Ursprung der Sprache, Mainz 1877, und des nämlichen Verfassers „Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe“, Leipzig 1885.

lichen Bewegungen des Körpers und in den Resultaten entgegen. So erkennt der Mensch an seinen Tätigkeiten und an ihnen allein alles, was überhaupt im Kreis seines Erkenntnisvermögens liegt.

Die Laute nun, welche diese Tätigkeiten begleiteten, waren nach Noiré die keine der Wurzeln; sie wurden in dem Augenblick zu Begriffen, als sie bewusst als Zeichen für die Tätigkeit, ihre Anschauung und ihr Produkt angewendet wurden. Der erste Denkakt war demnach eine Metapher, die Übertragung des Lautes auf die ihn erzeugende Tätigkeit, das Erkennen des einen durch das andere. Diese Urmetapher war es, welche aus dem rein subjektiven Gebiet des Willens in das objektive des Erkennens führte. Noiré schildert diesen Vorgang folgendermassen:<sup>1)</sup>

„An die Tätigkeit, die gemeinsame Tätigkeit appellirte jene älteste Menschenherde beständig (der begleitende Laut fordert auf, feuert an, charakterisirt); das Einzelwesen steht unter ihrem Bann, ihrem Zauber, und gerade wie die bestimmte, notwendige Tätigkeit sich in ihm aus- und weiterbildet, so wird auch der in der Gemeinschaft hervorgestossene Laut schliesslich zu seinem individuellen Eigentum; er vermag endlich auch zwischen wenigen, zweien jenes Verständnis zu vermitteln, das ursprünglich nur wie ein instinktiver Zwang in der Gesamtheit vorhanden war. Ausserdem breitet sich, zugleich mit der Tätigkeit und in demselben Masse, wie diese mit mehr Teilen der umgebenden Aussenwelt zusammentrifft, die Sprachbezeichnung auf immer zahlreichere Dinge der vordem nur dunkel und unverständlich gegenüberstehenden Schöpfung aus und zieht sie in den Bereich der gemeinsamen Vernunft, d. h. Sprachanschauung. Die Tätigkeit und nur die Tätigkeit vermochte dieses in den schweren und mühseligen Zeiten, da die aufglimmende menschliche Vernunft mit geringen äusseren Hülfsmitteln, rohen Steinbeilen und Holzwaffen, den weltgeschichtlichen Daseinskampf kämpfte mit übergewaltigen Tieren und verderblichen Naturkräften.“

Ist diese in groben Zügen skizzirte Theorie richtig, so müssen die ersten Wurzeln menschliche Tätigkeit bezeichnet oder wenigstens muss diese im Vordergrund des Bewusstseins gestanden haben. Wir fügen diesen Zusatz bei, weil die Wurzeln wahrscheinlich begrifflich komplex waren und zugleich Verb, Subjekt und Objekt in mehr oder weniger scharfen Umrissen bedeuteten. Durch Bewegung der Hände, Füsse und Zähne ausgeführtes *Graben*, *Scharren*, *Wühlen*, *Flechten*, *Binden*, *Trennen*, *Nagen* u. s. w. müssten demnach die letzten Begriffe der Wurzeln sein.

---

<sup>1)</sup> Ursprung der Sprache, S. 342 f.

Angeregt durch Noiré's Theorie hat Max Müller die Sanskritwurzeln in bezug auf ihre einfachsten Bedeutungen untersucht und in seinem Buch „Das Denken im Lichte der Sprache“,<sup>2)</sup> S. 371 f. (deutsche Ausgabe, 1888) zusammengestellt. Er hat die rund 800 Wurzeln, die er im Sanskrit unterscheidet, auf 121 Urbegriffe zurückgeführt und meint, diese Zahl liesse sich wahrscheinlich noch reduziren. Das Ergebnis seiner Untersuchung erhöht die Glaubwürdigkeit von Noiré's Ansicht beträchtlich. Unter den 121 Begriffen gibt es nur einen, der nicht auf menschliche Handlung zurückzuführen wäre, nämlich Nr. 81 = fliegen; da aber höchst wahrscheinlich alle Verbalbegriffe gleichzeitig transitiv und intransitiv waren, so dürfte die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel *dī* nicht fliegen, sondern aufscheuchen gewesen sein.

Zur Illustrirung mögen hier die 10 ersten Urbegriffe Max Müllers in deutscher Übersetzung Platz finden:

1. graben;
2. flechten, weben, nähen, binden;
3. zermalmen, zerstossen, zerstören, verwüsten, reiben, glätten;
4. schärfen;
5. schmieren, färben, kneten, hart machen (werden);
6. kratzen;
7. beissen, essen;
8. teilen, verteilen, essen;
9. schneiden;
10. sammeln, zusammenfassen, wahrnehmen.

Nun aber drängt sich die Frage auf: Ist die Sprache in dem engen Rahmen menschlicher Tätigkeit entstanden, wie hat sie aus demselben heraustrreten können? Ein im Wasser geborenes Tier ist ans Wasser, ein in der Luft erzeugtes an die Luft gebannt, wenn es keine Metamorphose durchmacht; und ganz ähnlich wird es sich mit den Erzeugnissen des menschlichen Organismus verhalten, zu denen auch Sprache und Denken gehören: sie werden ohne weitere Vorgänge die Schranken ihrer Geburtsstätte nicht haben überspringen können. Wie der Mensch, als ein körperhaftes, ausgedehntes Wesen, sich ein Ding ohne Körper und Ausdehnung schlechterdings nicht klar vorstellen kann; wie ihm, dem Endlichen, das Unendliche, dem Zeitlichen das „Zeitlose“ unverständlich ist und bleibt, so ist es nicht ohne weiteres begreiflich, wie der Urmensch, wenn er wirklich seine Sprache in der Sphäre menschlicher Tätigkeit erschuf, in der das Bewusstsein des Willens ein wesentlicher Faktor ist, dazu kam zu sagen, ein Ding, ein Stein z. B., tue das und das.

Wie hat er die Aussenwelt in das Gebiet seines Denkens und Sprechens hineingezogen? In Bezug auf die Tierwelt, besonders die höhere, möchte die Schwierigkeit bald gelöst sein. Der Mensch, der

---

<sup>2)</sup> „The Science of Thought.“

sich eben über die Tiere erhoben hatte, wird die tiefe Kluft, die sich nun zwischen ihm und ihnen gebildet hatte, kaum gewahrt haben: er wird die Tiere als ihm ähnliche Wesen aufgefasst und auch ihnen einen tätigen Willen zugeschrieben haben. Auf analoge Weise muss der menschliche Geist sich aber auch der leblosen Dinge bemächtigt haben, er muss sich mit ihnen identifizirt, allem, was ihm tätig zu sein schien, menschliches Wesen, menschlichen Willen beigemessen haben. Riss ihm ein scharfer Stein die Haut auf, so kam es ihm in seiner Empfindung aufs gleiche heraus, wie wenn er sich selbst oder wie wenn ihn ein Mitmensch schnitt; er wird den Stein als tätig aufgefasst und von ihm auf seine Weise gesagt haben: „Der Stein hat mich geritzt“, wie er von seinem Mitmenschen etwa sagte: „Er hat mich geritzt“. Fiel ihm einmal die Bewegung einer Wolke auf, so konnte er bei der Wahrnehmung ihres Fortschreitens nichts empfinden als sein eigenes Bewegungsgefühl; er wird sich deshalb jene Bewegung nicht anders vorgestellt haben, als die eigene, und dem rätselhaften Wesen in der Luft Willen und Kraft zugemessen haben: sagen wir doch jetzt noch, die Wolke bewegt *sich*.

Wir sehen, wie der erste Denkakt eine Metapher war, so auch dieser weitere: dort war es Übertragung des Lautes auf eine Tätigkeit, hier Übertragung menschlicher Tätigkeit und menschlichen Wesens auf Tiere und leblose Dinge. Diese Identifizirung des Menschen mit den Objekten, diese Vermenschlichung der Natur, die dem Bedürfnis nach Verständnis und Erklärung derselben entspringt, nennt man Anthropomorphismus. Dass derselbe keine müßige Spielerei der Sprache, sondern vielmehr eine notwendige Äusserung ihres eigensten Wesens ist, und vielleicht ursprünglich das fruchtbarste Mittel zu ihrer Bereicherung war, mag in dem Gesagten durchschimmern und wird im folgenden noch deutlicher zu Tage treten.

Wie sehr es in der menschlichen Natur liegt, die Dinge zu personifiziren, können wir tagtäglich an den Kindern beobachten. Sie reden mit der Katze, mit ihren Puppen und Steckenpferden, wie mit ihren Geschwistern und Eltern; stolpern sie über einen Stein, so versetzen sie ihm im Zorn Fusstritte und schelten ihn, ohne sich des Unvernünftigen in ihrem Gebahren bewusst zu werden. Und warum sollten sie das, da wir Erwachsene uns ja manchmal selber auf der gleichen Betrachtungsweise oder, von unserem heutigen Standpunkt aus gesprochen, auf dem gleichen „Denkfehler“ ertappen: ein Messer, mit dem wir uns geschnitten, schreien wir an: „Du verwünschtes Messer!“, von einer Lampe, die unregelmässig brennt, sagen wir, sie habe ihre Launen. Das Vermögen,

diesen „Fehler“ zu machen, war für die Entwicklung der menschlichen Vernunft von ungeheurer Bedeutung; denn ihm verdankt sie es, dass sie mit einem verhältnismässig einfachen Apparat die ganze Welt erobern konnte. Dieser Apparat bestand aus den durch unmittelbare Wahrnehmung am Menschen selber gebildeten Begriffen und den dafür gleichzeitig gewordenen Lautzeichen. Diese Begriffe und mit ihnen die Zeichen wanderten sozusagen vom Menschen aus und auf die Aussenwelt hinüber, um dort wiederum von Ding zu Ding zu gehen; so wurde stets das Unbekannte im Bilde des Bekannten erkannt und begriffen und auch mit dessen Namen bedacht.<sup>1)</sup> Dass die menschliche Vernunft aus so bescheidenen Anfängen einen so ungeheuren Reichtum zu entwickeln vermochte, wie er uns in den ausgebildeten Sprachen entgegentritt, zeugt von ihrer Gewalt. Indessen ging die Entwicklung der Sprache und diejenige der Vernunft Hand in Hand: je höher die Vernunft gerade mit Hülfe der Sprache sich erhob, um so höher zog sie auch ihr Organ: jede der beiden war der andern Dienerin und Herrin zugleich; jede Bereicherung der einen kam auch der andern zu gute.

### III.

Wie die Vernunft ihre Waffe, die Sprache, bei ihrer Weltoberung handhabte, möge an einigen Beispielen gezeigt werden. Waren die ersten Anfänge der Sprache verbaler Natur, so waren sie unfähig, irgendwelche Empfindung auszudrücken: die Aktionen der Dinge auf die Sinnesorgane z. B. (Geschmack, Geruch, Farbe etc.) lagen ausser ihrem Bereich. War der Prozess der Anthropomorphisirung ausreichend, auch diese durchaus subjektiven Empfindungen in den Kreis menschlichen Denkens zu ziehen? Nehmen wir, um die Frage zu beantworten, gleich ein praktisches Beispiel, und sehen wir, wie der Urmensch etwa dazu gekommen sein mag, eine erste Bezeichnung für eine Geschmacksempfindung zu schaffen. Setzen wir den Fall, er habe in eine *Schlehe* gebissen. Der Saft der Frucht wird auf seiner Zunge wohl die gleiche Geschmacksempfindung hervorgerufen haben, wie auf der unsrigen; der psychische Vorgang aber, der auf diese Wirkung folgte, musste anders gewesen sein als bei uns: Der Urmensch, der bis da nur Tätigkeit zu denken vermochte, weil er nur sie benannte, konnte zu dem Geschmacksbegriff *nicht direkt* gelangen: er musste die Empfindung als die Wirkung

<sup>1)</sup> Dass neben diesen Übertragungen, denen freilich die grösste Wichtigkeit zuzuschreiben ist, andere die Sprache bereichernde Mittel traten, wie z. B. neben die begrifflichen Wurzeln die demonstrativen oder pronominalen, ferner die Differenzirung der Wurzeln unter dem Einfluss des Akzentes etc., sei hier nur beiläufig erwähnt.

einer Handlung, die Schlehe also als ein ihm verwandtes, einer Tätigkeit fähiges Wesen auffassen. Und nun erst konnte er die Wirkung der Frucht durch einen der menschlichen Sphäre entnommenen Begriff erkennen und erfassen: er übertrug den Begriff einer menschlichen Tätigkeit auf die Schlehe und wird wohl denjenigen gewählt haben, der sich am leichtesten mit der neuen Wahrnehmung verband. Dieser mochte etwa derjenige des *Beissens* gewesen sein; sagen wir doch jetzt noch von gewissen Dingen, sie beißen auf der Zunge. Tatsächlich liegt dem Wort, das wir für den Geschmack der Schlehe brauchen, diese Vorstellung zu grunde: *bitter* ist nichts anderes als *beissend* (vergl. engl. *to bite*; *bitter*).

Auf ähnliche Weise wird der Mensch zu andern Geschmacksbegriffen gelangt sein. Überreste dieses Vorganges sind in der lebenden Sprache nicht selten: vom Essig sagen wir: er sei *scharf*, was eigentlich *schneidend* heisst; sauer röhrt wahrscheinlich von einer Wurzel her, die *schaben*, *kratzen* bedeutet und wenn wir jetzt einen sauren Wein einen *Kräutzer* nennen, wiederholen wir nur jene alte Sprachschöpfung.

Ganz gleich verfahren wir tagtäglich, wenn wir unser physisches oder psychisches Empfinden ausdrücken wollen. Wir sagen z. B.: es (d. h. ein nicht näher bestimmbarer Subjekt) *drückt*, *beklemmt*, *würgt*, *reißt*, *schneidet* (Leibschniden), *brennt*, *beengt*, *sticht*, *erhebt* oder *erniedrigt mich*, es *bohrt in mir*, *frisst* oder *nagt an mir* u. s. w.

Die Farben wurden erst ziemlich spät unterschieden und zwar, wie es scheint, unter ihnen zuerst schwarz und rot, vielleicht unter dem Einfluss der den Geist packenden Erscheinungen am Abend- und Morgenhimml. Der Himmel war nämlich den Alten *schwarz*; *blau* ist eine junge Farbbezeichnung: die Griechen, und unter ihnen sogar noch Aristoteles, unterschieden nur drei Farben am Regenbogen: rot, gelb, grün. Auch Demokritos kennt nur vier Farben: rot, gelb, weiss, schwarz, nicht aber blau, und selbst der Römer Vergil sagt, als er von einem sonnverbrannten Gesicht spricht, die Veilchen und Hyazinthen seien ja auch *schwarz*. Höher entwickelt wurde der Farbensinn wohl erst, als der Mensch anfing die Dinge zu färben, sich z. B. die Haut zu tätowiren.<sup>1)</sup> So ist es begreiflich, dass allen Farbnamen die Begriffe menschlicher Tätigkeit zu grunde zu liegen scheinen. Das Sanskritwort für *Farbe* selbst führt auf eine Wurzel (*var*) zurück, die eigentlich *bedecken* bedeutet; Farbe war also das *Bedeckende*, einen *Überzug Bildende*. Ähnlich das lat. *color*, das mit *occulere* (verdecken,

<sup>1)</sup> Fast alle Naturvölker haben sich tätowirt, auch die Germanen.

verbergen) verwandt ist. Die deutschen Wörter *blank* (*blinken*), *bleich*, *braun*, *blau* können nach Steinthal alle aus der Wurzel *frag* entstanden sein, diese aber bedeutet *zerbröckeln*. Zu den jetzigen Bedeutungen konnten die Wörter durch die Begriffe *zerreiben*, *bestreichen*, *färben*, *glänzen* hindurch gelangen.<sup>2)</sup>

*Grün* stammt von einer Wurzel *wachsen* ab (vergl. engl. *to grow*); *weiss* ist *glänzend*, und *schwarz*, das mit lat. *sordes* (Schmutz) urverwandt ist, das *Beschmierte*, *Besudelte*.

Diese Entwicklung der Nominalbegriffe aus den Verbalbegriffen lässt sich überall in der Namengebung nachweisen. Wir haben schon erwähnt, dass der Mensch ursprünglich Prädikat, Subjekt und Objekt wohl nicht unterschied, dass der im Vordergrund des Bewusstseins stehende Verbalbegriff auch *jeinerseits* den Handelnden und anderseits das Produkt der Handlung oder den Gegenstand, auf den sie gerichtet war, in unbestimmten Umrissen in sich schloss. Wollte er z. B. vom Wolfe reden, so musste er, je nach der Tätigkeit, die er an ihm wahrnahm und bezeichnen wollte, die eine oder die andere Wurzel anwenden, und zwar waren es ganz die gleichen, die er auch in bezug auf Menschen, Bären, Hunde gebrauchte. Die Sprache war demnach in vielen Fällen nur verständlich, wenn sie durch die Sinnesorgane, besonders die Augen unterstützt wurde, war also ein sehr unvollkommenes Verständigungsmittel, fast so unzulänglich wie die Gebärdensprache; besonders in der Nacht. Dieser wird man deshalb einen nicht geringen Einfluss auf die Entwicklung der Sprache beizumessen haben.

Diesen Mangel der Sprache hob der Mensch, indem er die Begriffs-komplexe durch Begriffsfolgen ersetzte. Die Vorbedingung für diesen Schritt war die Namengebung, die nichts anderes ist als das Haften-bleiben einer Verbalwurzel an einem Gegenstand und das Vergessen ihrer ursprünglichen Bedeutung. Daraus ergibt sich von selbst, dass diese Benennungen keine Definitionen werden konnten, so wenig wie es die Wörter heutzutage sind. Aus den vielen Tätigkeiten, die z. B. an einem Tier wahrgenommen wurden, war nur eine dazu bestimmte, ihm den Namen zu geben, und zwar brauchte es nicht einmal eine typische zu sein, wenn auch anzunehmen ist, dass im allgemeinen das „Recht des Stärkern“ gewaltet haben wird und diejenige Tätigkeit namengebend wurde, die man am häufigsten beobachtete, oder die den grössten Eindruck machte. Es wird mit diesen Namen etwa gewesen sein, wie mit Aussprüchen berühmter Männer: sind sie gut, so erobern sie die Welt,

<sup>2)</sup> Vergl. Steinthal, Ursprung der Sprache, S. 293.

werden geflügelte Worte; andernfalls bleiben sie auf einen kleinen Kreis beschränkt oder werden vergessen. Der Unterschied ist nur der, dass bei den geflügelten Worten der Sinn stets erkennbar ist; bei den Namen dagegen wurde und wird die ursprüngliche Bedeutung gerne und rasch vergessen; hat sich demnach eine an und für sich schlecht gewählte Bezeichnung in einem gewissen Kreis eingebürgert und so lange erhalten können, bis das Schiefe an ihr nicht mehr auffiel, so stand ihrer allgemeinen Verbreitung nichts mehr im Wege. Ein Beispiel dafür möchte z. B. das Wort *Gans* sein, das von einer Wurzel *ghâ* (= das Maul aufsperren) kommt, so dass die Gans als der den Schnabel aufsperrende Vogel erkannt und bezeichnet wurde.

Der subjektive Charakter der Sprache, von dem wir früher gesprochen haben, springt also auch hier deutlich in die Augen: bleibt sich auch ein Ding objektiv betrachtet, durch die Jahrhunderte hindurch gleich, so wird es doch in der Regel im menschlichen Geist in verschiedenen Zeiten nicht das gleiche Gesamtbild erzeugen, weil seine Stellung zum Menschen sich ändert. Der Waldbaum *Buche* ist, objektiv betrachtet, jetzt noch, was er vor 5000 Jahren war und was er in wiederum 5000 Jahren sein wird, und dennoch hat sich der Begriffsinhalt des Wortes vollständig geändert. *Buche* ist urverwandt mit lat. *fagus* und griechischem *φηγός*, und heisst eigentlich „*der essbare Früchte Hervorbringende*“. Wir sehen, was in der Seele des das Wort schaffenden Individuums im Vordergrund gestanden haben muss, ist in uns völlig aus der Vorstellungsmasse des Begriffes „*Buche*“ verschwunden. Hätten wir eine Bezeichnung für diesen Baum zu finden, es würde sicherlich niemand einfallen, ihn nach der Essbarkeit seiner Früchte zu benennen; wir würden eher vielleicht an die Farbe oder Glätte seiner Rinde, an die Beschaffenheit seines Holzes anknüpfen. Als der Mensch aber noch als Jäger die Wälder durchstreifte, mag das anders gewesen sein: wie manchmal wird er da mit Bucheckern seinen knurrenden Magen befriedigt haben! So erfährt das Interesse, das wir an den Dingen haben, durch die fortschreitende Kultur beständige Veränderungen; mit dem Interesse aber ändert sich der Begriffsinhalt der Wörter, und hier liegt die Hauptursache von dem, was man gemeinlich Bedeutungswandel nennt. Ein weiteres Beispiel zur Illustration: Die Wörter *Schwein* und *Sau* gehen auf eine Wurzel *su* zurück, die *hervorbringen, gebären* bedeutet, so dass also dieses Tier seinen Namen wegen seiner grossen Fruchtbarkeit erhalten haben dürfte; seine Unreinlichkeit scheint unsern Vätern, vielleicht aus naheliegenden Gründen, weniger aufgefallen zu sein, als uns.

Indessen haben sich die Verhältnisse und Anschauungen nicht so gründlich geändert, dass alle Namengebung unserer Vorfahren uns mehr oder weniger unverständlich geworden wäre. So ist die dem Wort *Birke* zu grunde liegende Vorstellung auch in uns noch ganz lebendig. L. Geiger leitet das Wort von einer Wurzel *bharg* ab, welche wir in dem deutschen Wort *Bertha* aus *Berchta* (vgl. Berchtold) und entstellt vielleicht auch in der Redensart: „der Tag *bricht* an“ vorfinden, und welche *glänzen* bedeutet. *Birke* heisst also die *Glänzende, Weisse*. Auch dem Wolf könnten wir keine bessere Bezeichnung geben: *Wolf* (lat. *lupus*, aus *vlupus*) entstammt nämlich einer Wurzel *vark* (*vrask*) = *zerreissen, zerfleischen*. In lat. *equus* (Pferd) wie in skr. *açva* liegt die Wurzel *as* = *schneidend, scharf, regsam*; das Pferd wäre also das *Regsame, Schnelle*. *Schlehe* enthält wahrscheinlich eine Wurzel, welche *abstumpfen* bedeutet, und wurde demnach als die „*die Zähne stumpf machende Frucht*“ erkannt.

Mehrere der angeführten Beispiele zeigen deutlich, dass bei der Namengebung der Akt der Personifizirung eine grosse Rolle gespielt hat. Nur wenn man im Baum einen tätigen Willen voraussetzte — natürlich ohne sich darüber genaue Rechenschaft zu geben —, konnte man ihn den „*essbare Früchte Hervorbringenden*“ nennen. Ja man ging noch weiter und gab den Dingen ein Geschlecht. Im Deutschen wurden so die Bäume (Eiche, Buche, Fichte, Föhre, Esche, Espe, Linde, Erle, Lärche) als weibliche, sozusagen gebärende Wesen vorgestellt. Damit war der Mensch auf dem Boden der Mythologie angelangt, welche Baum und Strauch, Quelle und Fluss, Luft und Wasser mit menschlich gedachten, göttlichen Wesen beseeelte.

(Forts. f.)